

Nicole Seifert

FR
AUEN
LITERATUR

*Abgewertet,
vergessen,
wiederentdeckt*

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen Buchproduktion
verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen,
der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören
zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung FAVORITBUERO, München
Foto der Autorin © Sabrina Adeline Nagel
Gesetzt aus der Bely von Roxane Gataud
und der Hurme Geometric Sans No.1 von Toni Hurme
Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-00236-2

Meinem Vater

**FRAUEN
LITERATUR – ÜBER
DIESES
BUCH**

Den Begriff »Frauenliteratur« mag eigentlich niemand. Aber benutzt wird er ständig, wenn über Bücher geredet wird – im Buchhandel, in den Medien und im Privaten. Er scheint also irgendwie notwendig oder wichtig zu sein. Dabei muss das Etikett für ganz Unterschiedliches herhalten. Mal sind Unterhaltungsromane gemeint, mal Romane, als deren Zielgruppe man hauptsächlich Frauen ansieht. Es können Romane über die Beziehung zwischen den Geschlechtern gemeint sein, und in den Siebzigerjahren meinte der Begriff außerdem feministische Propagandaromane. Margaret Atwood wurde bei früheren Lesungen so oft gefragt, ob sie »Frauenromane« schreibe, dass sie irgendwann zurückfragte, was damit eigentlich gemeint sei. »Ist *Krieg und Frieden* ein Frauenroman?«, fragt sie in einem Essay zum Thema. »Oder *Vom Winde verweht*, obwohl darin auch ein Krieg vorkommt? Und *Middlemarch*, obwohl darin noch die *Conditio humana* vorkommt? Könnte es sein«, vermutet sie schließlich, »dass Frauen furchtlos Bücher lesen, die unter Umständen als »Männerromane« gelten könnten, während Männer immer noch glauben, ihnen fiele etwas ab, wenn sie ein paar Sekunden zu lange auf bestimmte, von Frauen sicher hinterlistig miteinander kombinierte Wörter blicken«?

Bezeichnend ist, dass es das Äquivalent »Männerliteratur« gar nicht gibt. Wobei: Entsprechende Literatur

gibt es wohl, aber nicht den Begriff. Als Gegenstück zu »Frauenliteratur« gilt ganz einfach »Literatur«. Heißt das, was Frauen schreiben, fällt automatisch aus dem Bereich Literatur heraus? Dabei gibt es natürlich auch Unterhaltungsliteratur, die von Männern geschrieben wird und manchmal sogar Männer als Zielgruppe definiert. Versteht es sich nicht von selbst, dass alle Menschen, ungeachtet ihres Geschlechts, sämtliche Stilhöhen bedienen, hohe Literatur wie Kitsch schreiben und alles dazwischen, egal, um welches Thema es geht? All diese Versuche, zu rechtfertigen, warum das eine einen abweichenden Begriff braucht, während das andere das Allgemeine ist, ergeben keinen Sinn. Der Begriff »Frauenliteratur« kann eigentlich weg – deshalb ist FRAUEN auf dem Cover dieses Buches durchgestrichen.

Elena Ferrante hat in einem Interview mal gesagt, sie hätte »hoch gebildete, sehr reflektierte Bekannte, die dazu neigen, das ganze Schaffen der Frauen, ob Philosophie, Literatur oder anderes, zu ignorieren oder mit höflicher Ironie kleinzureden«. Diese Bekannten haben wir wohl alle, und wenn nicht, dann kennen wir diese Stimmen aus den Medien. Dass diese Abwertung von Autorinnen systematisch geschieht, hat die US-Amerikanerin Joanna Russ in ihrem Buch *How to Suppress Women's Writing* gezeigt, das 1983 erschien, aber leider nie ins Deutsche übersetzt wurde. Darin untersucht sie anhand zahlreicher Beispiele, wie Literatur von Autorinnen quer durch die Geschichte abgewertet und unterdrückt wurde. Sie zeigt, dass Frauen in ihrem Schreiben praktisch behindert wurden. Dass ihre Fähigkeit, zu schreiben, infrage gestellt wurde. Dass Schriftstellerinnen abgesprochen wurde, ihre

Texte selbst geschrieben zu haben. Dass sie dafür, überhaupt zu schreiben, lächerlich und verächtlich gemacht wurden. Dass die Gegenstände weiblichen Schreibens als uninteressant und wertlos dargestellt wurden. Dass die Werke von Autorinnen minder gewerteten Arten und Gattungen von Literatur zugeordnet wurden. Dass, wenn überhaupt, nur einzelne Titel oder Teilaspekte ihres Schaffens gewürdigt wurden, nicht ihr Werk als Ganzes. Und dass die Autorinnen, die es in den Kanon schafften, als Ausnahmen markiert wurden. Was dazu führt, dass weibliche Traditionslinien in der Literaturgeschichte übersehen wurden. Autorinnen wurden aus Kanon und Curriculum getilgt – auch deshalb ist FRAUEN auf dem Cover durchgestrichen.

Vierzig Jahre nach Joanna Russ' Analyse gibt es immer noch neue Beispiele für das, was sie beschrieb. Rebecca Solnit beginnt ihren 2015 erschienenen Essay *Wie Männer mir die Welt erklären* mit der Beschreibung einer realen Begegnung: Auf einer Dinnerparty wird ihr von einem Mann ungefragt ihr eigenes Buch erklärt, der es nicht für möglich hält, dass sie die Autorin dieses in seinen Augen so wichtigen Sachbuchs ist. Auch nach dreimaligem Hinweis dringt diese Tatsache noch nicht zu ihm durch. Elena Ferrante, die unter Pseudonym schreibt und sich sämtlichen Vermarktungsritualen des Betriebs konsequent entzieht, wird von vielen für einen Mann gehalten, manche glauben sogar, hinter dem Pseudonym verberge sich eine ganze Gruppe von Männern. »Haben Sie heutzutage je die Frage gehört, ob ein von einem Mann unterzeichnetes Buch in Wirklichkeit von einer Frau oder einer Gruppe von Frauen geschrieben wurde?«, fragt Ferrante die Interviewerin,

die sie mit dieser Vermutung konfrontiert. Siri Hustvedt berichtet von einem Journalisten, der ihr unterstellte, ihr erster Roman sei in Wirklichkeit von ihrem Mann Paul Auster geschrieben worden.

In Rezensionen wird bis heute regelmäßig infrage gestellt, dass Autorinnen ihre Texte bewusst so geschrieben haben, wie sie sie geschrieben haben. Und genauso regelmäßig dienen Themen, die immer noch für ausschließlich weiblich gehalten werden, Kritiker*innen dazu, einen Text als trivial abzutun. Ich wollte deshalb genauer wissen: Treffen die Beobachtungen von Joanna Russ immer noch zu? Wie stellt sich das in Bezug auf die deutschsprachige Literatur dar? Behandeln Verlage Autorinnen anders als Autoren? Werden sie von Feuilleton und Medien anders besprochen? Welche Auswirkungen hat das darauf, was wir lesen? Und schreiben Frauen nun eigentlich irgendwie anders? Ist es nicht eine schlechte Idee, da überhaupt Unterschiede feststellen zu wollen, sind wir über diese Geschlechterzuschreibungen nicht längst hinaus? Oder könnte es auch eine gute Idee sein, Unterschiede festzustellen, das männliche Schreiben nicht als Norm zu betiteln, sondern eben als das, was es ist? Diesen und anderen Fragen gehe ich in diesem Buch nach, Fragen zum Thema FRAUEN und LITERATUR, denn so lässt sich der Titel auch verstehen.

**KLEINE
PERSÖNLICHE
LESEHISTORIE**

Als ich zwölf war, fing ich an, ein Büchertagebuch zu führen, in dem ich aufschrieb, was ich las. Auf die Idee brachte mich mein Vater, der im gleichen Alter damit begonnen und bis auf wenige Unterbrechungen auch nicht mehr damit aufgehört hatte. Sein Büchertagebuch liegt jetzt vor mir, neben meinem. Anfangs habe ich genau imitiert, wie er es gemacht hat. Beides sind schwarze DIN-A5-Ringbücher, in denen zu Beginn sehr akkurat mit blauer Tinte unter der ersten Jahreszahl – 1957 bei ihm, 1984 bei mir – durchnummeriert Autor*in, Titel und Seitenzahl stehen, daneben eine Bewertung in Form einer Schulnote. Wie mein Vater auf die Idee gekommen war, weiß ich nicht, und leider kann ich ihn nicht mehr fragen, aber er führte über vieles Listen, und ich weiß, dass ihm neben dem Überblick und der Möglichkeit, später nachschlagen zu können, auch der sportliche Aspekt an diesen Aufstellungen gefiel. Denn am Ende jedes Jahres gab es immer eine Zusammenfassung: Wie viele Bücher waren es in diesem Jahr? Wie viele Seiten? Mehr als im letzten? Und welche Bücher waren die besten?

Ein Verdacht

Zu den Lieblingsbüchern meines Vaters gehörten 1957 *Winnetou I* und Astrid Lindgrens *Kalle Blomquist und Rasmus*, zu meinen 1984 *Dolly* von Enid Blyton, Erich Kästners

Der kleine Mann und die kleine Miss, Damals war es Friedrich von Hans Peter Richter, ein vom Dachboden meiner Oma mitgenommenes Buch von Berte Bratt und *Das Buch Otto*. In späteren Jahren schrieb ich manchmal etwas mehr dazu, wie mir die Bücher gefallen haben, und in Phasen, in denen ich für Studium oder Beruf sehr viel nur in Auszügen las, setzte ich mit dem Aufschreiben auch mal aus. Mit der größte Gewinn dieser Art Buchhaltung ist heute für mich, dass ich noch nachvollziehen kann, wie ich als jugendliche Leserin von *Hanni und Nanni* über die Jugendromane der dtv-pocket-Reihe zu Christiane F. und Anne Frank kam und dann mit Umwegen über *Dornenvögel* und Sidney Sheldon zu den *Buddenbrooks* und Sylvia Plaths *Die Glasglocke*.

Viele der Bücher, die in meinem Büchertagebuch vorkommen, sehe ich noch vor mir, und ich weiß auch noch, woher ich sie hatte. Bis zur sechsten Klasse war ich sehr viel in die Bücherei gegangen. Danach zogen wir um, und am neuen Wohnort ging ich aus irgendwelchen Gründen nicht mehr in die Bücherei, sondern trug Taschengeld und Selbstverdientes in die Buchhandlung. Außerdem nahm ich mir auch immer öfter etwas aus dem Regal meines Vaters. Dort stand die Literatur seiner Zeit: Heinrich Böll und Günter Grass, Siegfried Lenz und Martin Walser, Christa Wolf und Uwe Johnson, Bertolt Brecht und Max Frisch, Albert Camus und Jean-Paul Sartre. Außerdem Klassiker wie Thomas Mann und Thornton Wilder, Leo Tolstoi und Fjodor Dostojewski. Suchte ich mir in der Buchhandlung selbst etwas aus, kam ich mit den Büchern zurück, die wir zu Hause eben nicht hatten: mit Sylvia Plaths *Briefe nach Hause*, mit Simone de Beauvoirs *Memoiren einer Tochter*

aus gutem Hause, mit Fay Weldon, Alice Walker, Brigitte Reimann und Virginia Woolf. Die sehr klare Geschlechteraufteilung – Männer in der väterlichen Bibliothek, Frauen bei den selbst gekauften Büchern – kam mir damals, falls sie mir überhaupt auffiel, jedenfalls nicht komisch vor.

Auch die Tatsache, dass wir in der Schule praktisch ausschließlich männliche Autoren lasen, kam mir nicht verdächtig vor. Es schien normal, dass wir in acht Jahren Gymnasium inklusive Deutsch-Leistungskurs in den späten Achtziger- und frühen Neunzigerjahren Friedrich Schiller, Friedrich Dürrenmatt, Theodor Fontane und William Golding lasen, Bertolt Brecht, George Orwell, Gerhart Hauptmann und Gottfried Keller, Max Frisch, Wolfgang Borchert, Aldous Huxley und Carl Zuckmayer, Heinrich von Kleist, Heinrich Böll, Stefan Zweig, J.M.R. Lenz, Alfred Andersch, Peter Härtling und gleich mehrere Titel von Johann Wolfgang Goethe – aber mit Annette von Droste-Hülshoff nur eine einzige Autorin. Ich hätte damals aber auch nicht nachfragen können, warum wir nicht wenigstens einen der Herren durch eine Autorin, zum Beispiel Anna Seghers oder Ingeborg Bachmann, ersetzten. Da fehlte mir als Schülerin noch der literaturgeschichtliche Überblick.

Ein tatsächliches Bewusstsein für diese Schieflage kam erst viel später. Als eine Freundin in den Neunzigerjahren Wert darauf legte, dass wir in unserem Literaturkreis auch regelmäßig Bücher von Autorinnen lasen, fand ich diesen Fokus etwas seltsam und übertrieben, hatte aber auch nichts dagegen. Schon weil ich mich eigentlich immer besonders für Autorinnen interessiert hatte, für ihre Themen, die mich oft anders betrafen und ansprachen. Deshalb war

ich auch sicher: Wenn ich nachgucken würde, womit ich mich dann in meinem Literaturwissenschaftsstudium beschäftigt hatte, würde das Verhältnis von Autoren und Autorinnen einigermaßen ausgewogen sein. Nicht, weil ich explizit darauf geachtet hätte, sondern weil ich nach Neigung gegangen war. Schließlich konnte man im Studium innerhalb gewisser Grenzen selbst entscheiden, mit welchen Texten und Autor*innen man sich beschäftigte. Ich suchte also raus, was ich an Unterlagen aus dem Studium noch hatte. Die Vorlesungsverzeichnisse gehörten nicht dazu, aber in welchen Seminaren ich Scheine gemacht hatte, ließ sich noch nachvollziehen. In der Amerikanistik schrieb ich meine Hausarbeiten über William Faulkner, Henry James, Don DeLillo, Herman Melville, Theodore Dreiser, Paul Auster, William Gaddis und Kurt Andersen, sowie über Gertrude Stein und Flannery O'Connor. In der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, meinem zweiten Hauptfach, schrieb ich über Marcel Proust, Franz Kafka, Gustave Flaubert, Charlotte Brontë, Virginia Woolf, Ingeborg Bachmann, Hannah Arendt und Rahel Varnhagen. Insgesamt elf Autoren und immerhin sieben Autorinnen – ein vergleichsweise gutes Verhältnis, das allerdings ganz sicher auf meine Auswahl zurückgeht und kaum dem Verhältnis in den Vorlesungsverzeichnissen entsprochen haben dürfte. Und was mir auch erst im Nachhinein auffällt: Kein einziges der Seminare, die sich dezidiert mit einer Autorin und ihrem Werk befassten, wurde von einem Mann angeboten, es waren alles Dozentinnen. Warum war das so? Ist Literatur von Autorinnen nichts für Männer?

Ein paar Erkenntnisse

Je genauer ich mich mit dem Thema beschäftigte, desto häufiger sprach ich auch mit anderen darüber. Eine Buchhändlerin erzählte mir, dass sie immer wieder mit Kunden zu tun habe, die zum Beispiel ein Sachbuch zu einem bestimmten Thema suchen und, wenn sie das Buch einer Autorin zu genau diesem Thema vorgeschlagen bekommen, fragen, ob es nicht auch etwas von einem Mann gebe. Eine Freundin, die in der Presseabteilung eines Buchverlags arbeitet, erlebt immer wieder, dass Redakteure, ehe sie sich von ihr das Buch einer Autorin zur Besprechung schicken lassen, abwinken oder gar sagen: »Ist vielleicht was für die Kollegin.« Und auch eine eigene Erfahrung gab mir im Nachhinein zu denken: Während ich an meiner Masterarbeit über die damals frisch erschienene ungekürzte Ausgabe der Tagebücher von Sylvia Plath saß, entstand die Idee zu einer Doktorarbeit. Mir war aufgefallen, dass die Tagebücher von Virginia Woolf, Katherine Mansfield und Sylvia Plath nach dem Tod der Autorinnen alle von den jeweiligen Ehemännern herausgegeben und dabei stark bearbeitet worden waren. Alle drei Männer – Leonard Woolf, John Middleton Murry und Ted Hughes – hatten massiv in die Texte eingegriffen und sie in ihrem Sinne kommentiert. So kreierten sie ein bestimmtes Image von den Frauen, das bis heute starke Auswirkungen darauf hat, wie über die drei Schriftstellerinnen gesprochen und geschrieben wird. Ich wollte untersuchen, wie Murry, Hughes und Woolf genau vorgegangen waren, und der Frage nachgehen, welches andere Bild die vollständigen Texte vermittelten, alles eingebettet in die entsprechende Literaturtheorie.

Der Professor, bei dem ich bis dahin mehrere wichtige Scheine gemacht hatte, entgegnete mir gleich, dass er für das Thema nicht der geeignete Betreuer sei, und empfahl mich einer Kollegin.

Damals habe ich mir nichts dabei gedacht. Ich bedauerte das zwar, aber ich brannte für mein Thema und war mit der Betreuung durch meine Doktormutter dann außerdem mehr als zufrieden. Im Nachhinein frage ich mich aber auch hier: Sind Autorinnen nichts, womit Männer sich beschäftigen könnten? Warum wird alles, was Frauen schreiben, in diese »Frauenecke« geschoben, während von allgemeinem Interesse zu sein scheint, was Männer schreiben? Derselbe Professor wirkte geradezu schockiert, als ich auf seine Frage, wie mir *Moby Dick* gefallen habe, antwortete, na ja, es sei schon ein extrem männliches Buch. Eine durchaus naheliegende Perspektive angesichts eines Romans, in dem die rein männliche Besatzung eines Walfangschiffs aufgrund der Besessenheit des Kapitäns einen metaphorisch aufgela denen weißen Wal jagt, um ihn zu töten. Eine Crew, »deren toxische Vorstellung von Maskulinität letztlich ihr Untergang ist«, wie es Kathrin Passig und Esther Seyffarth formulieren. Nichts davon hat mich angesprochen, ich konnte das Buch mit all seinen Längen nur literaturgeschichtlich lesen. Aber mein Versuch, einen *der* amerikanischen Romane in die »Männerecke« zu stellen, so wie Romane zu Themen, die sie nicht interessieren, von Kritikern oft abfällig in die »Frauenecke« gestellt werden, konnte natürlich nicht aufgehen. In diese Richtung funktioniert es nicht.

Neulich habe ich in einer Folge des Podcasts »Die Podcastin« ein Gespräch zwischen der Schweizer Historikerin Regula Staempfli und der schweizerisch-deutschen

Literaturwissenschaftlerin Isabel Rohner gehört. Darin erzählt die Historikerin, dass die Berufsberaterinnen an den Schweizer Universitäten einen Leitfaden vorliegen hätten, dem zufolge sie vor allem jungen Frauen davon abraten sollen, frauenspezifische Forschung zu betreiben. Wenn überhaupt sollten sie es Genderforschung nennen, diesen Aspekt aber möglichst tarnen. Auch sie selbst sei an der Uni immer davor gewarnt worden, sich auf Frauenthemen zu spezialisieren, weil sie so keine akademische Karriere machen könne. Die Literaturwissenschaftlerin, die sich auf Autorinnen rund um die Frauenbewegung konzentriert hat, stimmte zu. Ihre Doktormutter hätte diesen Schwerpunkt ein »Stigma« genannt. »Niemand würde einen Goethe-Forscher einseitig nennen«, so Isabel Rohner, »oder sagen: Du hast ein Stigma, du machst ja nur Goethe. Da heißt es dann: Experte.« Mehrere meiner Bekannten, die heute an verschiedenen deutschsprachigen Universitäten lehren, bestätigten diese Abwertung und sprachen davon, dass sie wegen ihres Forschungsschwerpunkts regelmäßig Spott ausgesetzt seien.

In meinem Dissertationsprojekt ging es nicht nur ausschließlich um Autorinnen, sondern auch noch darum, wie diese von ihren Ehemännern zensiert wurden. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, das für ein Nischenthema zu halten, auch wenn es natürlich ein spezifisches Interesse bedient – aber das haben Dissertationsthemen so an sich. Heute drängt sich mir der Verdacht auf: Hätte ich damals eine akademische Karriere innerhalb der Anglistik oder Amerikanistik angestrebt, dann hätte ich im Berlin der Jahrtausendwende über etwas anderes schreiben müssen. Aber woher kommt dieses »Stigma«, von dem Isabel

Rohner spricht, woher so ein Leitfaden, wie ihn Regula Staempfli erwähnt? Warum wird die Erforschung von Kunst und Geschichte von Frauen so gering geschätzt?

Eine Antwort habe ich bei der britischen Historikerin Mary Beard gefunden, die in ihrem Buch *Frauen & Macht* so knapp wie einleuchtend zeigt, dass die Abwertung dessen, was Frauen sagen oder schreiben, seit Jahrtausenden Tradition hat. Anhand antiker Mythen und Dramen weist sie nach, dass es in der abendländischen Kultur schon immer darum ging, Frauen in ihre Schranken zu weisen und zum Schweigen zu bringen, insbesondere, wenn sie glauben, sie hätten etwas zu sagen. Io wird in Ovids *Metamorphosen* vom Gott Jupiter in eine Kuh verwandelt und kann fortan nicht mehr sprechen, sondern nur noch muhen. Die Nymphe Echo wird damit bestraft, dass ihre Stimme nicht mehr ihr gehört und sie nur noch die Worte anderer wiederholen kann. Der Prinzessin Philomela wird von ihrem Vergewaltiger die Zunge abgeschnitten, damit sie ihn nicht verraten kann. Mary Beard zeigt, wie sich der Ausschluss von Frauen aus der öffentlichen Rede über Jahrhunderte durch die klassische Literatur zieht. Sie macht deutlich, was da eigentlich erzählt wurde, wie es bewertet wurde und wie sich dadurch verfestigte, was auch heute noch als normal gilt. Frauen dürfen wohl über die ihnen zugewiesenen Themen sprechen – das, was Gerhard Schröder später »Gedöns« nannte –, aber nicht über Politisches. Sie dürfen sich nicht in die öffentliche Sphäre, die Domäne der Männer, vorwagen und für diese mitsprechen. Andernfalls droht ihnen Verächtlichmachung und Gewalt bis hin zum Mord – ebenso innerhalb dieser Werke, wie in der Gesellschaft, die sie repräsentieren.

Die Abwertung von Frauen geschieht, wie Beard zeigt, bis heute mittels uralter Mechanismen. Um Politikerinnen abzuwerten, wird beispielsweise traditionell die »schrille«, »winzelnde« weibliche Stimme diffamiert oder auch die Haare. Auch das belegt die Historikerin mit zahlreichen Beispielen aus vielen Jahrhunderten, die bis zu Hillary Clinton und Angela Merkel reichen. *Frauen & Macht* ist ein Buch, das die Augen öffnet. Weiß man erst um den historischen Kontext dieser Verhaltensmuster, erkennt man sie in der Politik und im Alltag überall wieder. Und man bekommt einen Blick für unsere völlig schiefen Vorstellungen von Geschlechternormen, an die wir aber derart gewöhnt sind, dass wir sie für richtig und wichtig, für normal und unveränderbar halten. Selbst diejenigen, die unmittelbar betroffen sind, halten das Problem oft für individuell und nicht für strukturell. Deshalb ist es auch so schwer, die Ungleichbehandlung zu benennen, nachvollziehbar darzustellen und anzuprangern. Autor*innen und Künstler*innen aller Geschlechter unternehmen es trotzdem immer wieder. Oft geht es in ihren Werken um eben-diese Mechanismen, diese Gewalt, dieses Zum-Schweigen-gebracht-Werden und Verstummen.

Ein Plan

Erst vor wenigen Jahren fragte ich mich, wie eigentlich das Geschlechterverhältnis in meinem eigenen Bücherregal aussieht. Der Literaturwissenschaftler Tillmann Severin hatte in seinem Regal alle Bücher von männlichen Autoren mit dem Rücken nach hinten und dem Schnitt nach vorn gestellt, sodass nur noch die Werke von Autorinnen zu

erkennen waren. Das Resultat war ein überwiegend weißes Regal, als Foto auf Instagram zu sehen. Ich habe den Versuch nicht nachgestellt, aber ich habe durchgezählt. Ergebnis: gut zwei Drittel Autoren, ein knappes Drittel Autorinnen. Wenn das Geschlecht nun beim Verlegen und Kaufen von Büchern wirklich keine Rolle spielte, müsste das Geschlechterverhältnis in einem Bücherregal, in dem vor allem Gegenwartsliteratur steht, dann nicht ausgeglichener sein?

An dieser Stelle kommt meist der Einwand, Frauen hätten früher ja nicht so viel geschrieben. Das dachte ich auch, bevor ich anfang, mich genauer mit dem Thema zu beschäftigen. Was daran stimmt: Es ist noch nicht so lange her, dass Frauen nicht dieselbe Bildung zugestanden wurde wie Männern. Höhere Mädchenbildung blieb bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts Privatsache, und das Frauenstudium setzte sich deutschlandweit erst nach dem Ersten Weltkrieg und auch dann nur zögerlich durch. Noch in den Fünfzigerjahren war es gang und gäbe, dass Familien vielleicht den Sohn aufs Gymnasium schickten, nicht aber die Tochter. Hinzu kam: Schreibende »Frauenzimmer« waren bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein verpönt und wurden gesellschaftlich geschnitten. Außerdem wurde und wird von Frauen bis heute erwartet, den Löwenanteil der Sorgearbeit zu leisten, was zu schlechteren Einkommensverhältnissen führt; beides ist dem Schreiben abträglich. Trotz dieser widrigen Umstände gab es jedoch immer Frauen, die Literatur geschaffen haben. Sogar, wenn sie kein eigenes Geld und kein eigenes Zimmer hatten – beides von unschätzbarem Vorteil für schreibende Frauen, wie Virginia Woolf 1929 in ihrem berühmt gewordenen

Essay *Ein eigenes Zimmer* schrieb. Sogar, wenn sie dafür morgens um fünf aufstehen oder die Nacht durcharbeiten mussten, wie es von zahlreichen Autorinnen überliefert ist. Dass so vielen Menschen auf Nachfrage kaum Namen von Autorinnen einfallen, dass in der Öffentlichkeit der Eindruck entsteht, es hätte früher nur zwei, drei bedeutende Autorinnen gegeben, hat andere Gründe.

Die Werke von Frauen geraten in Vergessenheit. Das gilt für Schriftstellerinnen genauso wie für Komponistinnen, Malerinnen und alle anderen Künstlerinnen. Sie geraten in Vergessenheit, weil so wenig dafür getan wird, dass sie in Erinnerung bleiben. Das beginnt mit der Rezeption: Autorinnen werden deutlich weniger besprochen, auch heute noch. Und: Sie werden anders besprochen. Außerliterarische Bewertungen wie das Äußere oder die Lebensumstände spielen bei Rezensionen von Büchern von Autorinnen eine ungleich größere Rolle als bei den männlichen Kollegen – immer noch (ich gehe auf beides später noch genauer ein). Diese Art der ungleichen Beurteilung legt den Grundstein dafür, dass die Werke von Autorinnen auch in Literaturgeschichten, akademischen Handbüchern und den Auflistungen wichtiger Bücher weniger vorkommen, dass sie also schlechter kontextualisiert und kanonisiert werden. Was wiederum zur Folge hat, dass ihre Werke irgendwann nicht mehr aufgelegt werden, im schlimmsten Fall auch nicht archiviert und digitalisiert. Sie verschwinden. Eine weitere Folge davon: Autorinnen werden schlechter erforscht und an den Universitäten weniger gelehrt. Das wiederum bedeutet, dass es für Redaktionen schwierig wird, zum Beispiel anlässlich des Todes oder eines Gedenktages Expert*innen zu diesen

Künstlerinnen zu finden. Also wird schlichtweg gar nicht über sie berichtet. »Nicht das Erinnern, sondern das Vergessen ist der Normalfall in Kultur und Gesellschaft«, so die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann. »Vergessen geschieht lautlos, unspektakulär und allüberall, Erinnern ist demgegenüber die unwahrscheinliche Ausnahme, die auf bestimmten Voraussetzungen beruht.« Damit Künstlerinnen und ihre Werke in Erinnerung bleiben, müsste demnach aktiv etwas dafür getan werden.

So, wie es bei den Autoren der Fall ist, deren Bewunderer und Epigonen dafür gesorgt haben, dass sie nicht in Vergessenheit geraten, indem Männer Männern beharrlich Ruhm und Ehre zugeschrieben haben. Unterbleibt das – und es unterblieb, weil Literaturkritik und Literaturgeschichtsschreibung bis heute männerdominiert sind –, entsteht im Laufe der Jahrhunderte der Eindruck, Frauen hätten eben nichts Wichtiges geschrieben (oder komponiert oder gemalt). Aber dieser Eindruck könnte irreführender nicht sein. Es gibt diese Künstlerinnen, diese Autorinnen. Sie sind nur in der Versenkung verschwunden. Tatsächlich gibt es zahllose Werke einst preisgekrönter erfolgreicher Autorinnen wiederzuentdecken.

Je mehr ich mich mit dem Thema befasste, desto klarer wurde mir: Ich habe zwar sehr viel gelesen in meinem Leben, aber ich habe auch sehr viel verpasst in all den Jahren, in denen ich mich durch die Schullektüren las, durch die Bibliothek meines Vaters und die Leselisten der Seminare, in denen ich mich nach Literaturpreisen richtete und nach den Empfehlungen des Feuilletons und des *Literarischen Quartetts*. Zusammen mit dem Wunsch, wieder mehr über Literatur zu schreiben, entstand der Wunsch, nachzuholen,

was ich versäumt hatte, und diese Schieflage auszugleichen. Ich beschloss, bis auf Weiteres nur noch Bücher von Autorinnen zu lesen und auf meinem Blog *Nacht und Tag* darüber zu berichten.

Mir fielen auf Anhieb eine ganze Menge Klassiker von Autorinnen ein, die ich tatsächlich nie gelesen hatte. Brigitte Reimanns *Franziska Linkerhand*, Zora Neale Hurstons *Mit ihren Augen sahen sie Gott*, Marlen Haushofers *Die Wand*, *Middlemarch* von George Eliot alias Mary Anne Evans, Mary Shelleys *Frankenstein*. Neben den Lücken, die ich sofort nennen konnte, wollte ich mich auf die Suche machen nach den Autorinnen, von denen ich noch gar nicht gehört hatte. Begeistert stellte ich bald fest: Verlage wie *Edition fünf*, *Aviva* oder *Das vergessene Buch* widmen sich seit Jahren und Jahrzehnten ganz explizit dem Werk und der Wiederentdeckung von Autorinnen. Und: Das englischsprachige Ausland ist uns weit voraus. Dort wird seit Langem und mit großem Erfolg wiederentdeckt und neu aufgelegt. Zum Teil wurden diese Bücher auch bereits (neu) ins Deutsche übersetzt. Es gab also mehr als genug zu lesen. Aber ich wollte nicht nur Altes lesen, sondern auch neue, junge Stimmen und auch Autorinnen, die mal nicht aus England oder den USA, Frankreich oder Deutschland kommen, sondern aus Teilen der Welt, die in meiner Bibliothek kaum vorkamen. Genau wie Autor*innen, die nicht weiß, cis und heterosexuell sind, wie das Gros meines Bücherregals – um nicht einen blinden Fleck durch den nächsten zu ersetzen. Nach Jahrzehnten, in denen ich so viel mehr Literatur von Männern gelesen hatte, wollte ich nun ganz bewusst nachholen, was mir entgangen war. Deshalb beschloss ich, zunächst ein Jahr

lang nur Bücher von Autorinnen zu lesen. Das habe ich getan, aus dem einen Jahr wurden inzwischen drei, und es waren Lesejahre, die so abwechslungsreich und reichhaltig waren wie lange keine mehr.